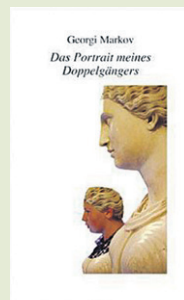


Alexandre Dumas: „Der Graf von Monte Christo“, dtv-Verlag, 1504 Seiten, 15,40 Euro.

Und ewig ist die Rache süß

Deutsche Neuauflage eines Klassikers. Edmond Dantès steht eine hoffnungsvolle Zukunft bevor. Der junge Seemann soll schon mit 23 Jahren Kapitän eines Handelsschiffes werden, und die schöne Mercedes wartet darauf, von ihm zum Altar geführt zu werden. Doch ein Arbeitskollege, ein Nebenbuhler und ein Nachbar neiden ihm sein Glück, verleumdern ihn und bringen ihn auf Jahre ins Gefängnis. Edmond kehrt als Graf von Monte Christo zurück und rächt sich genüsslich. Dumas' Welterfolg hat nichts an Dramatik und Faszination verloren. Für lange Winterabende.

flo



Georgi Markov: „Das Portrait meines Doppelgängers“, Wieser Verlag, 95 Seiten, 18,80 Euro.

Im sozialistischen Spielerzimmer

Bulgarische Novelle. Sofia in den Sechzigerjahren: Vier Männer in einem Zimmer beim Pokern. Der Icherzähler, ein Journalist, der tagsüber bereitwillig Lobeshymnen auf das sozialistische System verfasst, will gemeinsam mit seinem Kompagnon die anderen beiden Hasardeure mit gezinkten Karten austricksen. Am Ende ist er selbst der Betrogene. Der bulgarische Journalist und Schriftsteller Georgi Markov – er wurde 1978 vom bulgarischen Geheimdienst im Londoner Exil ermordet – porträtiert in dieser dichten Novelle einen Menschen, der das falsche Spiel zu seinem Lebensprinzip erhoben hat.

som

Die Vergangenheit im Koffer

Der russische Exilschriftsteller Sergej Dowlatow zaubert aus einem alten Koffer **wunderbare Geschichten** aus seinem Leben in der Sowjetunion. Kein bisschen nostalgisch. **VON JUTTA SOMMERBAUER**

Dowlatow zu lesen ist wie das Abtauchen in ein untergegangenes Land. Dowlatow schreibt über eine nahe Vergangenheit, die nicht mehr existiert. Ihr Ende hat er selbst nicht erlebt. Doch Sergej Dowlatow, der 1978 aus der Sowjetunion über Wien nach New York emigrierte, beschrieb sein Sowjet-Leben schon zu Lebzeiten wie einen Reisebericht aus einem fremden Land.

Seine Erinnerungen an die Vergangenheit habe er, so schreibt er in seinem Roman „Der Koffer“, der unlängst in deutscher Sprache als Taschenbuch erschienen ist, in einen Koffer gepackt und zunächst für einige Jahre in seinem Schrank weggesperrt.

Das ist die Ausgangssituation des autobiografischen Werks. Sergej Dowlatows kleiner Sohn findet den Koffer, und der russische Exilant beginnt über die Gegenstände zu schreiben, die er bei seiner Auswanderung mitgenommen hat. Unnütze, ja aus der Distanz betrachtet unglaublich absurde Gegenstände wie erbsfarbene Acrylsocken sind das. Sie alle erzählen Geschichten aus dem sowjetrussischen Alltag.

Die erbsgrünen Acrylsocken erstand der Autor etwa von finnischen Schmugglerinnen, ein großes Geschäft sollte der Verkauf auf den Märkten werden, aus dem schließlich nichts wurde: Die Sowjetunion begann selbst, Acrylsocken zu produzieren. Doch manchmal – wenn auch eher selten – hat Dowlatow auch Glück: Die „Nomenklatur-Schuhe“ entwendet er dem Leningrader Bürgermeister bei der Eröffnung einer neuen U-Bahn-Station.

Lange nur im Samisdat. Dowlatows Schaffen ist heute selbst Geschichte. Der Autor starb im August 1990, ein gutes Jahr vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion, mit gerade mal 49 Jahren. In den Achtzigerjahren hatte er begonnen, in den USA zu publizieren, mehrere seiner Erzählungen waren im „New Yorker“ erschienen.

Während er in den Neunzigern im Westen wieder in Vergessenheit geriet – schließlich hatte er über die alte Ära geschrieben, die gerade untergegangen war –, begann man ihn im Osten, in seiner früheren Heimat, wieder zu entdecken. Dort waren Dowlatows Bücher jahrelang nur im „Samisdat“, erschienen, kursierten also illegal als abgegriffene Kopien oder abgetippte Skripten. Dowlatows Werke wurden in der Sowjetunion zensuriert, die Druckstöcke seines ersten Buchs auf Befehl des KGB gar vernichtet.



NEU ERSCHIENEN



Sergej Dowlatow „Der Koffer“ Dumont Verlag 160 Seiten 9,20 Euro

Dowlatow verwendete meistens autobiografische Hintergründe für seine Werke: Seine Familie porträtierte er in dem Buch „Naschi“, „Die Unsrigen“. Seine Zeit als Journalist bei einem estnischen Parteiblatt stellt er im Roman „Der Kompromiss“ dar. Meisterhaft führt er dort die Propagandamaschinerie des Sowjetkommunismus vor, die noch aus jeder Alltagsbanalität eine Heldentat konstruieren wollte – unter Mitwirkung der kleinen Rädchen im System, wie auch er eines war, wenn auch freilich ein eher un(frei)williges.

Dowlatow stellt jedem „Kompromiss“ (zwölf sind es insgesamt) eine Nachrichtenmeldung voran, die er selbst als Journalist verfasst hat: Lobgesänge auf Kriegsveteranen, Rekordmelkerinnen und den 400.000sten Einwohner der Stadt.

Dann folgt die Geschichte, wie sie sich wirklich zugetragen hat: heldenhaft in den seltensten Fällen; meist sogar diametral anders.

Keine Heldengeschichten. Auch die Geschichten in „Der Koffer“ sind keine Heldengeschichten, und Dowlatow präsentiert sich nie als Dissident. Dazu ist er zu destruktiv, zu nihilistisch. Er ist ein erfolgloser Schreiber, dem die Hinterlist die beste Freundin ist und der mit viel Alkohol den grauen Alltag vergessen will. Als „zersetzendes“ Element, als unzuverlässiger Zeitgenosse gilt er allein deswegen.

Dowlatow blickt tief in die menschliche Seele, und die – immer ironisch gestellte – Frage nach dem Sinn, die in all seinen Geschichten steckt, transzendiert die Ära seines untergegangenen Landes. Warum tun wir uns das alles an?, mault Dowlatow. Eine pathetische Antwort darf man von ihm nicht erwarten. Im Vorwort zum „Koffer“ schreibt er, was er über seine eigene Geschichte denkt: Es war ein „verpatztes, wertloses, einziges Leben“.



Queen Of Rock: Seit fast 60 Jahren singt Wanda Jackson, geboren 1937 in Oklahoma, Country und Rockabilly. Im Jänner erscheint ihr Album „The Party Ain't Over“.

Diese Alte hat schon gebeichtet

Wanda Jackson: „Thunder On The Mountain“. „I've already confessed, no need to confess again“: eine Schlüsselzeile dieses Songs, den Bob Dylan 2006 geschrieben hat und sehr schätzt, er spielt ihn seither bei jedem Konzert. Ganz und gar nicht kohärent, sondern aus zahlreichen Blues-Motiven zusammengeschustert, zeigt er einen Alten, der so gar keine Lust hat, abgeklärt und brav zu sein. Das hat Wanda Jackson, die um drei Jahre älter ist als Dylan, gewiss gefallen: Diese starke Frau feiert derzeit ein Comeback, bei dem ihr Jack White (bekannt u. a. von den White Stripes) hilft, ein junger Traditionalist, der auch schon mit Bob Dylan auf der Bühne war. Sie macht aus dem Song das, was er eigentlich immer schon war: einen verschärften Rockabilly. Sie hat Dylans – stellenweise durchaus anzüglichen – Text auf ihr Geschlecht umgeschrieben, träumt von „Jerry Lee“, wo Dylan von Alicia Keys träumt. Und sie lässt die Posaunen blasen, aber wie! Respekt.

THOMAS KRAMAR

Den Song der Woche küren allwöchentlich Thomas Kramar („Die Presse“) und Boris Jordan (Radio FM4). Zu hören ist er am Sonntag zwischen 13 und 14.30 Uhr auf FM4. Weitere Infos auf www.diepresse.com/songderwoche und fm4.orf.at.

BESPROCHEN



Pink lebt gefährlich

In ihrem Roman **Hello Kitty muss sterben** über die Emanzipation einer Chinesin in Amerika gefällt sich Angela S. Choi im Stil von Palahniuk und Bret Easton Ellis.

Leser mit schwachen Magennerven und/oder ohne Pornografie-Erfahrung kommen möglicherweise nicht mal über die ersten Seiten dieses pinkfarbenen Romans. Da versucht die Protagonistin Fiona Yu mit ihrem Dildo, den sie mit Lidocain eingeschmiert und „Mr. Happy“ getauft hat, sich selbst zu entjungfern. Fiona ist Chinesin in San Francisco und ihr ist keine Methode zu exotisch, um gegen die konservativen Traditionsvorstellungen ihrer Familie zu rebellieren. Was ihrer feministischen Revolution im Weg steht, ist ihr eigener Körper: Fiona hat nämlich gar kein Jungfernhäutchen. Deswegen geht sie zur Hymen-Rekonstruktion und trifft einen alten Bekannten: Sean war an ihrer High School, hat dort die Haare einer Mitschülerin angezündet. Dass die Jugendbesserungsanstalt ihn ganz und gar nicht gebessert hat, ist schon bald klar. Spätestens, wenn junge Männer, die Fionas Vater als Heiratskandidaten ausgesucht hat, überraschende Unfälle erleiden.

Das einen Tick zu putzige Kätzchen Hello Kitty ist das Feindbild der Autorin Angela Choi. Die Comicfigur ohne Mund und Augenbrauen zum Wütendschauen ist ihr eine Metapher für unselbstständige, unterwürfige chinesische Frauen. Was eine schöne Abrechnung mit der Infantilisierung einer Generation hätte sein können, enttäuscht aber. Choi ist nicht mehr als ein lahmer Chuck-Palahniuk-Abklatsch gelungen. Etwas weniger Serienkillerkitsch wäre der Spannung zum Beispiel zuträglich gewesen.

cb

Angela S. Choi: „Hello Kitty muss sterben“, 288 Seiten, Luchterhand Verlag, 15,50 Euro.